

# Sonntags-Beilage des Halle'schen Tageblattes.

Nr. 12.

Sonntag, 20. März.

1887.

## Am neunzigsten Geburtstag unseres Kaisers.

Es braust auf flüchtigem Sturmesrosse  
Der Frühling wieder um's Land,  
Und am Berliner Königsschlöffe  
Klopft laut er an mit jeder Hand.  
„Grüß Gott, du Königsheld, du greiser!  
Dein Freund, der Lenz, naht leichtbelchwingt,  
Der Deutschlands edelm Heldenhafter  
Zum Fest die Blüthenbringe bringt!“

Da aus des Herrschers mildem Blicke  
Bricht's warm hervor wie Sonnenstrahl:  
Wenn wird vergnügt wohl vom Gesichte,  
Den Lenz zu schauen neunzig Mal?  
Und doch gleich einem Traum verfliegen  
Dünkt ihm die lange Wanderzeit,  
Verbraucht wie flüchtig Meeresswogen  
Im Strome der Vergangenheit.

Du greiser Held! wo war ein Leben  
Wie deines reich an Müß und Fleiß?  
Doch wo errang ein edles Streben  
Nuch einen höhern Siegespreis?  
O schau umher; in jede Wolke  
Die ernt auf deiner Stirne thronet,  
Wird schwinden, fliehet du wie im Volke  
Nach fest die deutsche Treue wohnt.

Auf's neue bringt kein Herz entgegen  
Dies Wort dir heut, das du dir fleißt  
Und Gottes Segn und reichsten Segen  
Auf dein geliebtes Haupt erstleht.  
Du aber, der so oft vernommen,  
Wie Sturm den Frühling ging voran,  
Weißt auch, daß Stürme müssen kommen,  
Eh' Wölferfrühling werden kann.

G. Greiner.

Nachdruck verboten.

## Neunzig Jahre des Kaisers Wilhelm.

Von Karl Pröll.

(Zum 22. März 1887.)

II.

Das Regierungsprogramm des Regenten Wilhelm, welches in einer Ansprache an die Minister dem öffentlichen Urtheile vorgelegt wurde, war nicht in der Form, sondern in den Mitteln, weitestgehend in den Zielen. Letztere wurden in den Schlussworten angebeutet: „In Deutschland muß Preußen moralische Erwerbungen machen, durch eine weise Belegung bei sich, durch Hebung aller sittlichen Momente und durch Ergreifung von Einigungs-Gemeinheiten. . . Ein festes, konsequentes und, wenn es sein muß, energisches Verhalten in der Politik, gepaart mit Klugheit und Besonnenheit muß das politische Ansehen und die Machtstellung verschaffen, die Preußen durch seine materielle Macht allein nicht zu erreichen im Stande ist.“

Das beherrschende Anliegen sollte wohl nur den Eindruck nach Außen abzuwachen, welches die entscheidende gedankliche Reorganisation des Heeres machen mußte. Dieser Kernpunkt der Pläne des Prinzregenten wird auf das dringlichste empfunden, darauf hingewiesen, daß die Armees Preußens Größe geschaffen und dessen Wachstum erkämpft hat, und es als schwerer Fehler bezeichnet, wenn man mit einer wohlfeilen Heeresverfassung prangen wollte, die im Momente der Entscheidungen nicht den Erwartungen entspräche. „Preußens Heer muß mächtig und angesehen sein, um, wenn es gilt, ein schwerwiegendes politisches Gewicht in die Waagschale legen zu können.“

Es ist heute im Nachempfinden solcher erstirrenden Sätze, bei denen der Flügel Schlag von Königsoldaten über unseren Häuptern rauscht, kaum verständlich, wie man nicht vor dreißig Jahren so leicht erreicht, was für „Entscheidungen“ ins Auge gefaßt waren. Allein der Deutsche besitzt einmal seinen feinen politischen Instinkt, der sich auf das Vorauswitteln großer Umwälzungen versteht und folgt deshalb lieber seinem Doctrin-Codex. Und dann lag ja ein gewisser Widerpruch darin, daß der Staat, welcher durch ein Jahrzehnt das Schauspiel der Selbstentmannung gegeben, nun auf einmal zu ungehoffter Willensstärke sich aufschwingen sollte. Es verbreitete sich der Verdacht, man habe es nur mit militärischen Vorbereitungen des neuen Regenten zu thun, welche vielleicht Handhaben für eine modifizierte Reaktion bilden könnten. So entband der sechs-jährige Militärschliff, welcher geschichtlich keineswegs als ein Kampf des Militarismus und Konstitutionalismus angesehen werden wird. Die Jahre der Heeresreform entrollte der Prinzregent in der Thronrede von 1880 und hielt sie aufrecht trotz wachsender innerer Schwierigkeiten und konstitutioneller Bedenken. Die späteren Ereignisse haben seine Voraussetzungen und Beharrlichkeit glänzend gerechtfertigt.

Nach dem Ableben Friedrich Wilhelm IV. bestieg der Prinzregent den Thron als König Wilhelm I. im Jahre 1861. Die Proclamation, welche er erließ, bewegte sich schon ganz in dem neuen Ideenkreise des nationalen

Prinzipiums. Dieses stellt sich bei Vätern, welche durch eigene Schuld und historisches Mißgeschick zerrissen worden sind, die Aufgabe, den bereits durch geistige Strömungen eingeleiteten Prozeß der Wiedervereinigung damit zum Abschluß zu bringen, daß es keine Machtstärken in die Waagschale wirft. Die Frage, wie weit dabei das dynastische Interesse mitspielt, ist eine nebenachtliche gegenüber den Vorteilen, welche der ganzen Nation erwachsen und der Vertiefung, die dem monarchischen Prinzip zu Theil wird. In Staaten waren schon früher die Gedanken dieses nationalen Königthums lebendig geworden und hatten sich trotz schwerer Prüfungen behauptet. In Deutschland wies noch Friedrich Wilhelm IV. die ihm 1848 angebotene Kaiserkrone zurück, weil er sie nicht aus der Revolution empfangen wollte. Und doch war ohne eine Revolution von Oben oder Unten nicht das Ziel zu erreichen, welches Alle auf's Innigste wünschten und welches nur die liebe Einfachheit langsam zu finden glaubte. Während in Italien sich das nationale Königthum und der Konstitutionalismus gut zu ergänzen mußten, mußte in Preußen erst eine Periode herber Entfremdung überwunden werden, bis man einlah, daß zum Zweck auch die richtigen Mittel gehören.

Das nationale Königthum Wilhelms trat in der aus- wärtigen Fragen bald hervor. Die Anerkennung des neu- geschaffenen italienischen Nationalstaates durch Preußen, die wiederholte Juridicirung der Verwundungen Louis Napo- leons, gegen Preisgebung nachpreussischer deutscher Grenz- länder sich die Unterstützung für Vergrößerung in Nord- deutschland zu erkaufen, sind sichtbare Zeichen, auf welche Lösung der deutschen Frage man hinarbeitete.

Als der Konflikt an Schwere zunahm, berief der König Herrn von Bismarck zum Leiter der Regierung, dessen kräftige Hand er vertraute, dessen fähigen Zukunftsplänen er sich nach Ueberwindung der dundesgeimlichen Stim- mungen hingab. In Bismarck war längst der Entschluß gefaßt, die deutsche Frage durch Auslieferung Oesterreichs zu vereinfachen, welches aus dynastischen Interesse Deutsch- land mittelst des von ihm dominierten Bundestages in Dyn- macht zu erhalten suchte. Das von deutschen Juristen in Frankfurt 1863 gefällte Projekt Oesterreichs, welches Preußen durch die Kleinstaaten majorisiren und seinem Willen unterwerfen wollte, scheiterte an dem energischen Widerstand Preußens. Mit dem Thronwechsel in Däne- mark kam 1864 die schleswig-holsteinische Angelegenheit wieder in den Fluß, in welcher Preußen sich durch einen geschickten Schachzug zum Herrn der Situation zu machen und Oesterreich zu bewegen mußte, die Bundestags- Ma- ßnahme selbst in die Humpelkammer zu stellen.

Auch diese Vorgänge bezeugen nicht das Miß- trauen der Mehrheit der preussischen Volksvertreter. Das Mißgeschick in Schleswig-Holstein war der Krisenpunkt, welcher endlich den Ausstieg der Hegemoniefrage zwischen Oesterreich und Preußen erzwang. Nachmals wies der König die französischen Verwundungen zurück, vollzog die Rhein-Allianz mit Italien und hatte die Genugthuung, Oesterreich und die deutschen Parteilichkeiten 1866 in einem kurzen, erfolgreichen Krieg zu besiegen. In dem Aufsat: „An mein Volk“ sagte der König, welcher schwere Seelenkämpfe vor der Entscheidung gehabt, u. A.: „In meinem Volke lebt der Geist von 1813. . . Unsere Gegner kämpfen sich, wenn sie wägen, Preußen sei durch innere Streitigkeiten gelähmt. Dem Feinde gegenüber ist es einig und stark. — Wir müssen in einem Kampf auf Leben und Tod gehen gegen diejenigen, die das Preußen des großen Kaiserthums, des großen Friedrich, das Preußen, wie es aus den Freiheitskriegen hervorgegangen ist, von den Stufen herabstoßen wollen, auf die seines Fürsten Geist und Kraft, seines Volkes Tapferkeit, Hingebung und Gerechtigkeit empor- gehoben.“ Und den höchsten Behörden Berlins erklärte König Wilhelm: „Preußen mußte das Schwert ziehen, als es sich zeigte, daß es der Erhaltung seiner Selbständig- keit galt. Aber auch zur Neigungslung Deutschlands hat es das Schwert gezogen.“

Der Frieden zu Prag, bei welchem Oesterreich sehr glimpflich behandelt wurde, schuf die Bahn zur Grün- dung des Norddeutschen Bundes, welchen König Wilhelm in der Thronrede zur Eröffnung des ersten Reichstages mit folgender Verheißung empfing: „Von unserer Einig- keit, von unserer Vaterlandsliebe hängt es ab, dem ge- samten Deutschland die Wirklichkeiten einer Zukunft zu sichern, in welcher es frei von der Gefahr, wieder in Zer- rissenheit und Ohnmacht zu verfallen, nach eigener Selbst- bestimmung seine verfassungsmäßige Entwicklung und seine Wohlthat pflegen und in dem Maße der Völker seinen friedlichen Beruf zu erfüllen vermag. Das Zollparlament leitet bereits zur weiteren Fortentwicklung des na- tionalen Staatswesens über.“

Das zum deutschen Volksstaate heranwachsende Preußen hatte noch die Gefahren einer europäischen Konspiration zu bestehen, welche sich gegen seine neue Macht und Größe richtete. Am August 1867 wurden in Salzburg die ersten Fäden derselben zwischen Louis Napoleon und Kaiser Franz Josef, zwischen Gramont und Bismarck, obwohl vorher der Luxemburger Streithandel durch preus- sische Nachgiebigkeit bequamen war, Oesterreich die entgegen- kommende Behandlung fand und die Veruche, Rußland in das Netz hineinzuheben, nichts fruchteten. Die „Rache für Sadowa“, welche man in den Kurlandern wie in der

Wiener Hofburg nehmen wollte, ließ sich nur auf kurze Zeit kalt stellen. Die bereits erlebte Frage der Thron- kandidatur des Prinzen von Hohenzollern bot den rich- tigen Sordard zur freieshaften Herausforderung Frank- reichs und zum europäischen Hegemoniekrige, der nur durch die Haltung Rußlands und die raschen Erfolge der deutschen Heere lokalisiert blieb.

Es wäre überflüssig, im Gedächtniß der Mitlebenden die großen Thaten und überwältigenden Erfolge des ge- samten deutschen Volkes in Waffen aufzuzählen, welche den Sturz Napoleons und die Demüthigung des gloire- süchtigen Frankreichs herbeiführten. In dem königlichen Erlass nach erfolgter Kriegserklärung durfte Wilhelm ver- sichern, daß er „dem deutschen Volke Treue um Treue entgegenbringe und unwandelbar halten werde. Die Liebe zum gemeinsamen Vaterlande, die einmüthige Erhebung der deutschen Stämme und ihrer Fürsten hat alle Unter- schiebe und Gegenätze in sich beschloffen und versöhnt.“

Mit der Kaiserkrönung in Versailles ging die Sonne des neuen Reiches deutscher Nation auf und in der Ant- wort an die Deputationen von Berlin und Breslau be- tonte der höchste Held, welcher nun zum Oberhaupt der geeinten Nation geworden: „Sorgen wir, daß es Tag bleibt!“

Der Frankfurter Friede, welcher Deutschland einst ge- raubte deutsche Länder wieder zurückgab, gestattete nimmehr, an den inneren Ausbau des Reiches zu gehen. Die na- tionale Idee lange nur Verheißung, war endlich zur Er- füllung geworden. Freilich nicht zur völligen, da das Geschichtsleben selten Abgängen ohne Rest und ohne Rück- stände bringt. Noch sind Millionen von tüchtigen Stäm- mesgenossen in fremden Staaten mit anderen Nationali- täten gemischt und von ihren Regierungen entweder eifer- süchtig überwacht oder direkt unterdrückt. Wie sich deren Schicksal in Zukunft gestaltet, bleibt abzuwarten. Die europäische Lage, welche die Gefahren neuer Konflikte in sich birgt, legt den Leitern der deutschen Politik große Zurückhaltung auf. Allein die Idee des Schutzes des Deutschthums allerwärts, welche durch die gedachten Ver- hältnisse und politische Partezwische bisher nur zur un- vollkommenen Entfaltung gelangen konnte, wurzelt sich doch allmählig immer tiefer ein in das reichsdeutsche Be- wußtsein. Ihre energische Verwirklichung wird wohl schwerlich mehr zur Lebensarbeit des großen Kaisers ge- hören, der so Vieles und Großes geschaffen. Er muß seinen Nachfolgern auch einen Pflichttheil an dem na- tionalen Werte übriglassen.

Die Geschichte des Deutschen Reiches vom Frankfurter Frieden an darzustellen, seit welchem mit jeltener Klugheit die Friedenspolitik ausreicht erhalten wurde und im An- nern sich die Baupläne Kaiser Wilhelms und seiner be- währten Rathgeber nicht ohne gewisse Tendenzspannun- gen und Hindernisse zu verkörpern suchten, unterlassen wir. Die Einzelzüge der noch nicht vollendeten Arbeit lassen sich schwer übersehen und der Streit der Parteianhänger gelattet kaum ein ungetriebenes Urtheil, mindert auch die Empfänglichkeit, es anzuhören. Es handelt sich hier nur darum, nach ruhig erster Ueberlegung zu bezeugen, daß Kaiser Wilhelm nach wie vor den nationalen Pflichtbe- griff im strengsten Sinn aufgefaßt hat und bemüht war, alle Kreise des Volkes mit dem gleichen Geiste zu durch- dringen. Die Thronrede vom März 1871, welche den Prolog für das Reichspräsident bildete, betonte, daß das neue Reich ein Reich des Friedens und werthtätigen Schaf- tens auf allen Gebieten im Interesse der Volkswohlthat sein solle und sprach aus: „Wir haben erreicht, was seit den Zeiten der Väter erstrebt wurde!“

Ziel gerührt wird man von den Eingangsworten, in welchen mit ungebeugelter Beharrlichkeit Alles einer höheren Führung zugeschrieben wird: „Es drängt mich, meinen demüthigen Dank gegen Gott Ausdruck zu geben für die weltgeschichtlichen Erfolge, mit dem seine Gnade die treue Entschlossenheit der deutschen Bundesgenossen, den Selbennut und die Marneschlacht unserer Heere und die opferbereite Hingebung des deutschen Volkes gesegnet hat.“ Dieses religiös nationale Gefühl, welches mit dem festen Ver- trauen auf die Gerechtigkeit der Sache sich zu einer histo- rischen Triebkraft verweicht, trägt den Glaubensmuth eines unentwegten Vorwärtstrebens in sich. Und deshalb durfte Kaiser Wilhelm anlässlich der vor zehn Jahren zu seinem achtzigsten Geburtstag erfolgten allgemeinen Hul- digungen wieder mit männlicher Offenheit sprechen: „Ich habe mit Genugthuung den Werth gefaßt, als Mittel- punkt des nationalen Empfindens betrachtet zu werden.“

Die ruhmreichen Attentate auf seine Person, welche im Frühjahr des nächsten Jahres erfolgten, mußten ihn des- halb seelisch noch tiefer verwunden als körperlich. Aber er wurde durch diese Eindrücke dem Gedanken zugeführt, daß neben der Bekämpfung von Umsturzbestrebungen auch eine umfassende, planvolle Fürsorge für die „Entertend der Gesellschaft“, für die von der Hand in den Mund lebenden arbeitenden Klassen entwickelt werden solle. Die sozialistische Idee in Gestalt von Sozialreformen, welche die Regierung selbst in Angriff nimmt, trat damit in den Kreis der Reichsthätigkeit. In der kaiserlichen Botschaft vom November 1881 wurde, nachdem die ersten sozialre- formatorischen Anläufe dem Widerstreben veralteter Gesell- schaftsanstaltungen im Parlamente begegnet, in feierlicher





Wie diese letzte und größte staatliche Pflichten-erfüllung den Volkstretenden „an das Herz“ gelegt. Sodann sagte der große Monarch mit leiser Wärme: Wir würden mit um so größerer Befriedigung auf alle Erfolge, mit denen Gott unsere Regierung sichtlich gesegnet hat, zurückblicken, wenn es uns gelang, dem Bewußtsein mitzunehmen, dem Vaterlande neue und dauernde Bürgerpflichten seines inneren Friedens und den Hilfsbedürftigen größere Sicherheit und Ergiebigkeit des Bestandes, auf den sie Anspruch haben, zu hinterlassen.“

Man erkant aus diesem „sozialen Testament“ Kaiser Wilhelms, daß er mit ungetrübten Augen die in den Vordergrund tretenden Probleme innerer Zeit zu erfassen versteht. Wenn auch auf keinem Gebiete das Volkstum so schwierig erscheint, als auf diesem, muß doch jeder Verständige zugeben, daß jedes Vorausschieben der Gefangen nicht normaler Gesellschaftszustände vergrößert. Wir befürchten deshalb nicht, obwohl in letzter Zeit ein gewisses Schwanken und Zwickeln bei der Sozialreform sich eingestellt, eine Abkehr von dem richtig gewählten Wege. Auch die infinitive Bewegung jener Elemente, welche in dem ungemehrten Weltbewußtsein den Gipfel menschlicher Befriedigung und das allein würdige Ziel aller Entwicklung erblicken, gegen den „Staats-Sozialismus“ entspringt nur einer falschen Auffassung des staatlichen Gemeinwessens. Eine soziale Reform, die sich nicht auf den Staat stützt, ist ein Un Ding, und es kann sich höchstens darum handeln, die bezüglichen Aufgaben zu begrenzen und abzurufen. Der nationale Staat, in welchem bereits die natürliche Arbeitsaufstellung der Weltkultur zwischen den Einzelkulturen deutlich hervortritt, ist auch am geeignetsten, solche Aufgaben durchzuführen. Und der Staat, welcher damit beginnt, giebt der internationalen Vorwärtsbewegung in dieser Richtung einen kräftigen Anstoß.

Es zeigt sich bereits jetzt, daß die von Deutschland gegebenen Impulse auf alle Staaten einwirken, welche nicht ihre eigene Zukunft preisgeben wollen. Hoffentlich gewinnen auch die sozialistischen Parteien und Vorkämpfer schließlich die Einsicht, daß je internationaler ihre ausgleichenden Bestrebungen, je mehr ihre Ideale dem Ziele einer Völkervereinigung zugewendet sind, je desto nationaler in ihrem Handeln und Handeln werden müssen, um im Staate ein Mittelglied für ihre durchführbaren Pläne zu finden.

Diese notwendige Läuterung einer vollberechtigten Bewegung wird wohl Kaiser Wilhelm, werden auch wir schließlich erleben. Aber daß Ersterer den notwendigen Staatsgeheimnis mit der unversiegbaren Bruderliebe verknüpfen und damit die Menschheit und die Menschlichkeit fördern wollte, reißt ihn der wirklichen Wohlthätigen unseres Geschlechtes an. Das nationale Königtum ist hierdurch in Deutschland auch ein soziales geworden, hat sich mit Lebenstrakt für weitere Jahrhunderte erfüllt, hinter deren großen Aufgaben es nicht zurückziehen wird.

Es ist ein weiter Kreis von Ideen und Bismarckentwürfen, die während des neunzigjährigen Lebenslaufes des allverehrten Kaisers auf der Weltbühne erschienen sind. Um sie schlingt sich ein Kranz von leuchtenden Taten, welche dem deutschen Volk wieder den ihm gebührenden Platz zwischen den übrigen Nationen errungen haben. Hoch auf dem Gipfel des Ruhmes und eines ungeheuren Alters gestellt, hat er im Dienste seiner Zeit, in Pflichterfüllung für den nationalen Staat geleistet, was einem jeckenwahren, treubeherrzten Mann mit sorgsam erworbenen Machtmitteln, mit redlich verdientem Glücke zu schaffen möglich war. Daß diese Arbeit nie endet, die Schattungen nie aufhören und stets neue Ideen nach Verförperung ringen, weiß er in seiner bescheidenen Größe selbst viel zu gut. Aber so lange es ein dankbares Gedächtnis unter Menschen giebt, ein geschichtliches Werden von benehmen Persönlichkeiten ungetrennbar bleibt und man in Fürsten ein edles Gemüth noch ehrt, so lange wird der Ruf noch nachhallen, der am „weißen Ehrentage“ des Kaisers aus unserem Herzen dringt: „Danke Kaiser Wilhelm, dem Vater des deutschen Vaterlandes!“

(Nachdruck verboten.)

### Vom Hofe des weißen Caren.\*

Kaum war Alexander III. zur Regierung gelangt, als jene aufsehenerregenden Prozesse wegen der im letzten Felzuge oder bei anderen Gelegenheiten begangenen Veruntreuungen begannen. Die höchsten Stellen Würdenträger wurden nicht geschont, wurde ja doch selbst ein General-Adjutant, eine bis dahin unabhörbare Größe, der General-Gouverneur von Dresden, General der Infanterie Krüskowskij, in Anspruch genommen. Die höchsten Stellen Würdenträger wurden nicht geschont, wurde ja doch selbst ein General-Adjutant, eine bis dahin unabhörbare Größe, der General-Gouverneur von Dresden, General der Infanterie Krüskowskij, in Anspruch genommen. Die höchsten Stellen Würdenträger wurden nicht geschont, wurde ja doch selbst ein General-Adjutant, eine bis dahin unabhörbare Größe, der General-Gouverneur von Dresden, General der Infanterie Krüskowskij, in Anspruch genommen.

Ferner wickelte der Kaiser mit großer Energie dahin, daß in allen Zweigen der Verwaltung mit den Einkünften des Reiches sparsam umgegangen werde. Mit dieser Sparsamkeit hat er in seinem eigenen Haushalt den Anfang gemacht, indem er das Budget des Hofministeriums um Millionen verminderte. Auch in der Armeeverwaltung brachte er diese Tendenz zur Geltung, und die Ausgaben verminderten sich auch hier bedeutend, obgleich die Armeegroßen Reorganisationen unterworfen wurde und namentlich die Kavallerie, die Schützen-Batalione und die Ingenieur-Truppen bedeutend vermehrt wurden. Dieser

\* Aus dem sehr empfehlenswerten Buche: „An Frühstücken Europas“, Verlag von Walter und Apollon in Berlin.

Besserung der inneren Zustände folgte auch eine günstigere Gestaltung der Beziehungen zum Ausland.

Worin nun hauptsächlich der Grund zu suchen sein mag, daß diesen glückverheißenden Anfängen der Regierung des Caren der weitere Verlauf derselben nicht entsprach, ob die nie enden wählenden Verhöhnungen der Nichtisten den Kaiser im Inneren misstrauisch machten, oder ob der Gesundheitszustand des Caren als Hauptmotiv für seine in vielen geändertem Politik aufzufassen ist, wer kann das mit Bestimmtheit entscheiden? Sicher ist nur, daß die deutsch-feindlichen Elemente augenblicklich in Rußland sehr überhand nehmen, daß geradezu beängstigende Nachrichten über den Gesundheitszustand des Kaisers sich täglich mehren, und daß die Vorsichtsmaßregeln, welche für die Sicherheit des Kaisers für nötig gehalten werden, ein tiefes Misstrauen der leitenden Kreise gegen die Bevölkerung dokumentieren.

Kürzlich weckte der Czar in Wyjsofa-Litewski. Am Vorabend seiner Ankunft wurde in der Warschauer Citadelle in aller Stille noch ein Individuum, wahrscheinlich ein Nichtist, geholt. Rangs der ganzen Eisenbahnlinie, die der Czar passierte, wurden wie dies bei jeder Reise des Caren zu geschehen pflegt, Soldaten aufgestellt. Während der Fahrt des Zuges bewegte sich die Soldaten schüchtern vor demselben ab, und sie haben den strengsten Befehl aufgeben zu schießen, der Zug dreimaliger Warnung sich dem Eisenbahnwache nähert. Der Zug besteht aus drei besonderen Zügen, von welchen einer für den Caren, der zweite für das Gepäck und der dritte für Arbeiter, die bei einem eventuellen Unfälle sofort die Verschäbung zu reparieren hätten, bestimmt ist. Niemand weiß, in welchem dieser Züge der Czar sich befindet; es heißt sogar, daß der Czar während der Reise aus einem Zuge in den andern umsteigt. Es ist noch zu bemerken, daß der strenge Auftrag ergangen ist, daß auf allen Stationen, die der kaiserliche Zug passiert, nicht nur die Bahnhöfe geschlossen, sondern auch die Montagen herabgelassen sein müssen.

Ueber den längeren Aufenthalt des russischen Kaiserpaars in der Lagerstätte und Schloß Lubotschena, in dem Warschau, erzählt man, daß während des ganzen Aufenthaltes mit Ausnahme einer Diner-Deputation Niemand zum Kaiserpaar vorgekommen wurde. Das Aufgebot der Bewachungsmannschaften war ungewöhnlich groß. Schon vierzehn Tage vorher durfte sich Niemand ohne Erlaubnis des Intendanten der kaiserlichen Befestigungen auf mehrere Meilen in der Umgegend des Jagdschloß nähern.

Das Betreten der unmittelbaren Umgebung des Kaisers, jede nicht zum Hof gehörige Person von den Majestäten fern zu halten, förderte eine der Komit nicht unterbrechende Episode zu Tage, welcher die Gräfin Potoda, die Wittlerin des Schloßes in Wyjsofa-Litewski, zum Opfer fiel. Als ihr nämlich vom Intendanten angezeigt wurde, daß das Kaiserpaar während der Wander in ihrem Schloße Wohnung nehmen werde, ließ sie mit einem Kostenaufwande von 10000 Rubeln das ganze Schloß renovieren und bereitete auch alles Uebrige zum würdigen Empfang des Kaiserpaars vor. Drei Tage vor Antritt desselben meldete sich ein General der kaiserlichen Suite und bedeutete der Gräfin in schonender Weise, sie möge sich und ihre Dienerschaft während des Aufenthaltes des Kaiserpaars von ihrem Schloße entfernt halten. Die beleidigte Gräfin reiste demzufolge sofort nach Warschau ab.

Die Wintertage verlebte das Kaiserpaar gewöhnlich in Gatschina. Das Schloß liegt in einem Park und macht den Eindruck einer wohlverwahrten Festung. Um den Park ziehen Kofatenbedeckten den äußeren Kreis, drinnen im Park ist von andern Tuppen ein Kreis gezogen, und um das Schloß parodiert ein dritter Kreis. Vor seiner Vorderfront zieht sich ein tiefer, steinerner Graben hin, der jeden Augenblick mit Wasser gefüllt werden kann; die über denselben führenden Zugänge können sofort beseitigt werden, zudem werden sie auch durch kleine Kanonen verteidigt. Alle in dem Schloße befindlichen Arbeiter haben besondere Abzeichen; bevor sie dasselbe betreten, wie auch beim Verlassen werden sie genau untersucht.

Geht der Kaiser aus — um zu jagen oder zu fischen, oftmals mitten in der Nacht oder in der frühen Morgenstunde, so ist er von unzähligen Aufpassern umgeben. Persönlich ist der Kaiser jedoch sichtlich nicht ängstlich. Sein Aufheben und sein ganzes Wesen lassen nicht darauf schließen; jedenfalls hat er bei verschiedenen Gelegenheiten in Petersburg und an anderen Orten alle edelstehende Fürchtlosigkeit an den Tag gelegt, indem er ohne Eskorte und oftmals mitten im Vollegetümmel, zum Beispiel bei dem einen oder andern großen Feuer, sich bewegte. Vor Kurzem hieß es unter Anderem, Alexander der III. habe seinen Flügel-Adjutanten, den Grafen Keutern, erschossen. Keutern sollte, als der Czar ausgegangen war, angeblich zu seiner Bequemlichkeit den Degen abgelegt und die Uniform angeknöpft haben, habe dann, als der Czar erwartete früh zurückkehrte, in großer Verwirrung nach dem Degen gegriffen und an seiner Uniform herumgehüpft; der nervöse erregte Czar habe geglaubt, daß Keutern einen Anschlag beabsichtige, darauf habe der Czar seinen Revolver hervorgezogen und seinen Adjutanten niedergeschossen. Der Vorfall sei bis jetzt unaufgeklärt geblieben und mag im Einzelnen der Erläuterung bedürfen.

Wie der Czar sogar mit den einflussreichsten Persönlichkeiten seiner Umgebung umspringen beliebt und wie selbst die höchsten Staatsdiener sich vor dem Willen des Selbstherrschers unbedingte zu beugen haben, zeigt die Art und Weise, in der der Kaiser ein Abfchiedsgeläch des Ministers des Aeußeren, Giers, ablehnte.

„Du mißverstehst die Situation, mein lieber Nikolai Paulowitsch“, behauptet man, habe der Czar gesagt, „du bist es nicht, der seinen Abfchied heute oder an einem

anderen Tage haben will; ich bin es, der ihn dir giebt oder auch nicht giebt. Vorkaufig bist du so freundlich zu bleiben!“

Der Kaiser liebt die Jagd und noch mehr, zu fischen, aber er liebt es nicht, gefischt zu werden, und es ist oft sehr schwer, von ihm einen Befehl zu erlangen. Die Minister müssen ihn manchmal Woche auf Woche aufsuchen, um seine Befehle oder auch nur die Unterschrift für verabschiedete und bereits entschiedene Angelegenheiten zu erlangen.

Auch die berühmten Feste im Winterpalast leiden an der Unnahbarkeit des Caren. Die Gäste harren, dem Range nach geordnet, in dem herrlichen Säulengang, von dessen Dimensionen man sich eine Vorstellung machen kann, wenn man hört, daß mehrere hundert Mann in demselben zur Parade stehen, ohne im Geringsten die Räume zwischen den Gästen und dem Hofpersonal auszufüllen. Zunächst bei den geschlossenen und bewachten Flügelthüren zu den kaiserlichen Gemächern stehen die Vorhänger der Großmächte, nächst ihnen die Geandten, dann die ganze Reihe der Minister, Generale, Admirale. Dann werden die Flügelthüren geöffnet, und das Kaiserpaar tritt ein. Die Kaiserin überstreift und ist feier, herablassend und reizend. Aber der „weiße“ Czar ist weitern nicht zu herablassend. Er verneigt sich tief und reicht nur jedem der Vorhänger der Großmächte die Hand, nicht einigen der außerordentlichen Geandten zu und umfaßt den ganzen Rest mit einer einzigen Bewegung. Dann verschwindet er und zieht sich zurück, um Karten zu spielen und um nicht weiter gehört zu werden. Der Kaiser spielt am liebsten mit seinem Bruder oder mit einem seiner Oefel und Offizieren, die sich seiner Gunst erfreuen. Wird spaziert, so genießt er wenig an Speise und Trank und verwehrt in erhabenerem Schweigen. Jemlich prägte um 1 Uhr näher er sich seiner Gemahlin und reicht ihr den Arm. Das Ehepaar zieht sich zurück, und derjenige der Gäste, welcher jene Worte aus dem Munde des Caren gehört hat, mag sich ganz glücklich preisen.

Die Festtage, welche der Kaiser in letzter Zeit häufig überkommt, soll auch dem Universitäts-Professor Bohmann gegenüber, der er wegen des Gesundheitszustandes des russischen Thronfolgers konsultierte, äußerst schroff zu Tage getreten sein. Als nämlich der Professor, der einer der namhaftesten Spezial-Ärzte Rußlands ist, dem Kaiser erklärte, daß das Leben des jungen Prinzen wenig Hoffnung auf Rettung zulasse, ertheilte der Zar sofort seinen Dank auf acht russische Worte — so erzählt man sich in ärztlichen Kreisen.

(Nachdruck verboten.)

### Etwas vom Rußen.

Eine Kläuberei von Adam Köppler.

Nicht zu allen Zeiten hatte der Ruß eine so große Verbreitung wie heutzutage. Auf unserer Straße war er gar nicht anzutreffen, nur im Seltzthum des Hauses oder bei feierlichen Gelegenheiten existierte er und wurde gestakt.

Die Liebe hatte ihn erfunden, und daher rechnete man ihn in den Zeiten, wo man in Rom noch keine Gebuchtsgehege hatte, zu den Mythen der Götter, über welche Symmen seine schützende Hand ausbreite; öffentlich galt er als sittenverleidend. Es ist vorgekommen, daß ein junger Römer unerwartlich zum Tode verurteilt wurde, weil er eine Ehefrau öffentlich gefischt hatte.

Aber noch zu den Zeiten der Republik änderte sich dies in Rom. Man fand allmählich nichts Unlandswidriges mehr darin, daß Männer ihre Frauen in Gegenwart von Freunden und Bekannten küßten.

Die Veranlassung zu diesem Meinungsumschwung war eine höchst profane, da betrieblende, und kein Geringerer führte die Ueberwindung des Sittengesetzes herbei, als der strenge Cato. Es war nämlich Mode geworden, daß die schönen, hohen Römerinnen, wenn sie einander besuchten, nicht mehr bloß alleckel erheitende und erbauliche Gespräche führten, sondern ganz wader zechten. Edle Weine und Auktern wurden im Ueberflusse auf den Tisch gebracht und genossen, während der Gemahl sich in einer Senats Sitzung oder bei einer Amtverrichtung befand. Kam er dann nach Hause, so wurden einmüthig diese geheimen Abteilungen in den Vouvoirs gelegnet. Um nun die Frauen doch zu überführen, schlug Cato den Ruß vor, damit er zum Verräther werde.

Zweifellos hatte Cato damit den Ruß unter vier Augen gemeint, wenigstens beweist dies der Ernst, mit welchem er die früheren Gesetze in Betreff des Rußes aufrecht erhielt, indem er einst einen Senator von der Liste strich, weil derselbe seine Frau in Gegenwart ihrer Tochter geküßt hatte. Aber die Schranken waren nun einmal durchbrochen.

Trotz dieser Veröffentlichung des Rußes blieb kein hoher Werth jedoch noch immer bestehen. Kaiser Konstantin gab sogar ein Gesetz, wonach die Verlobungsgehege, wenn sie ein Ruß begleitete, beim Tode des Bräutigams zur Hälfte der Braut und ihren Erben verbleiben mußten. Dieses Gesetz ging nach und nach in die Gesammungen fast aller europäischen Staaten über.

Das Fortschreiten der Kultur hat auch die Kulturfähigkeit des Rußes gezeigt. Sein Reich ist größer und weiter geworden, er ist nicht mehr das Vorrecht erlaunter Liebe oder ein Theil des Gottesdienstes, er ist gleichsam zu einer landläufigen Münze geworden, die zwischen allen gewechselt wird ohne Unterchied der Person. Auch erstreckt er sich nicht nur auf den Mund, sondern auch auf Wangen, Stirn, Hand und Fuß.

Weit verbreitet ist in Rußland die Sitte des Küßens. Man ist da seinen Tag sicher, unversehn einen Ruß zu





bekommen, selbst von Leuten, die uns nichts weniger als sympathisch betrugen. Bekannt ist das Massenstürzen am Ostermorgen, wo die vornehmsten Gutsbesitzer selbst dem schmucklosen Bauer ihre Wangen zum Kuss hinstrecken mußten.

In Deutschland hat der Kuss nie eine besonders hervorragende Bedeutung gehabt, wahrscheinlich weil der treue Handgedruck mit ihm fortwährend wenigstens hat er nie bei religiösen Veranstaltungen eine Rolle gespielt, und die Gelehrten haben sich nie eingehend mit ihm beschäftigt. Doch hat er dadurch an Euphorie und Innigkeit nicht verloren. Bald erlebte er uns und läßt uns bis in alle Nerven erschauern, bald tritt er als bittere Pflicht an uns heran, bald ist er das Objekt eines Diebstahls, bald die süße Sprache der Telegraphie.

Etwas Mährisches liegt im Kuss des Kindes, etwas Begehrendes in dem des Vaters, der Mutter, eines Herzlichen in dem der Freundin.

Anderes dagegen empfindet man den „Verlobungskuss“. Neigen wir an, daß der Freier mit einem „Korb“ verschont worden ist. Der Vater seiner Geliebten hat seine Werbung angenommen, und die jagend in einem Nebenzimmer der Entscheidung stehende, die ja selbstverständlich davon unterrichtet ist, was vorgeht, wird gerührt. Da ist es denn wohl keineswegs als ein Verstoß gegen die gute Sitte zu erachten, wenn die Jungfrau, den seligen Sturm ihrer Gefühle nicht mehr, mit einem Zuberweise den Geliebten umarmt und küßt — um dann freilich das erglühende Gesichtchen vor dem Augenblicke zu verbergen.

Nur ein kompletter Griesgram und Misanthrop oder sonstiger Querschnitt wird es zu Stande bringen, ein solches Vergehen verdammen zu wollen! Ist es doch überhaupt nur da durchführbar, wo der Verehrer selbstbewußt seine Sache selber geführt hat, und wo einen anderen Weg als den der persönlichen Werbung eingeschlagen hatte, der hat sich im Vorhinein schon der Möglichkeit begeben, die Seligkeit eines solchen Augenblicks auskosten zu dürfen.

Der Handkuss solchen Damen, der ungeschickliche von allen, ist in den Kreisen des deutschen Bürgertums niemals eine allgemeine Sitte geworden, und was sonst in puncto Küssen gelehrt wird (und es ist das bekanntlich in Deutschland nicht wenig), das ist zum weitesten größten Teil von Uebel oder doch von Ueberfluß. Der Kuss sollte nur in den intimsten Verhältnissen, also vornehmlich zwischen Eltern und Kindern, zwischen den Gattin, zwischen den Verlobten und zwischen Geschwistern allgemeine und selbstverständliche Geltung haben, wogegen man ihn in allen sonstigen Verhältnissen sparen und so viel als möglich ganz unterlassen möchte.

Der Handkuss ist eine nur dort und da gebräuchliche Art der Begrüßung. In Norddeutschland ist er in bürgerlichen Kreisen gar nicht bekannt; dagegen ist er in Hofkreisen ceremoniell vorgeschrieben.

In Wien ist der Handkuss zu Hause, denn nirgends auf der Welt werden so oftmals die Hände geküßt als hier, überhaupt in Oesterreich. In Gesellschaften, auf der Straße, beim Begehen, im Theater küßt die Herrin den Damen die Hände bei jedem Anlaß von Abschied und Begrüßung; vor und nach Tische, vor und nach dem Thee werden den Damen die Hände geküßt, selbst Männer küßen einander die Hände, Gerichte den Vornehmern. Das Handschütteln ist demnach so verbreitet, daß man eine Hebensart als Surrogat dafür erfinden hat. Tritt der Wiener in Gesellschaft und die Anzahl der Damen ist über zwanzig, so küßt man vielleicht, auch noch an Spieltischen oder sonst gesittet und verschnüßelt, daß man ihnen schwer bekommen kann, wo verbeugt er sich gegen jede und spricht nur: „Ich küß' die Hand!“ — und es ist ja gut, als wenn es geschehen wäre. Hat man aber Gelegenheit zur Anbringung des natürlichen Kusses, so darf man es durchaus nicht unterlassen; bei Tische und im Gespräch geschieht es immer nur beim Anfang und am Ende, die übrigen Kuss-Anwendungen Gelegenheiten werden bloß mit der Hebensart ausgefüllt.

Das „Ich küß' die Hand“ hat aber seine verschiebenerartige Bedeutung, und nur ein Wiener Stüber von Geist und Geschmack wird wissen, wo es gut und mit welcher Betonung es anzuwenden sei. Statt aller Antworten, als Bejahung, Verneinung kann man es durchaus anbringen, es verschlägt da nichts und zeigt höchstens von großem Respekt. Zum Beispiel fragt eine Dame: „Wie ist Ihr Befinden?“ so antwortet der Mann lächelnd: „Ich küß' die Hand!“ und das heißt so viel als „gut“. — Fragt sie: „Waren sie gestern im Concert?“ so antwortet er mit einer Verneinung des Kopfes: „Ich küß' die Hand!“ — Fragt sie fragend fort: „Wie hat Ihnen das gefallen?“ so antwortet er mit einem Achselzucken: „Ich küß' die Hand!“ und das heißt: nicht zum Besten. — „Darf ich Ihnen noch ein Stück Braten vorlegen?“ heißt es bei Tische, und die Antwort ist mit etwas erhobener Stimme und Nachdruck auf dem letzten Wort: „Ich küß' die Hand!“ und das heißt ablehnen. — Wird man gefragt, ob man mitfahren, mitspielen, mittanzeln oder singen wolle, und man willigt ein, so neigt man das Haupt, scharrt mit dem rechten Fuß etwas nach hinten und spricht beut: „Ich küß' die Hand!“ Willen Sie mir den Arm geben?“ spricht die Dame beim Nachhangehen und beim Einsteigen in den Wagen, und man blickt den rechten Ellenbogen und lächelt beglückt: „Ich küß' die Hand!“ — Die übrigen Arten, Modifikationen und Betonungsweisen hier anzugeben, würde zu weitläufig sein. Einen Mann von Welt muß dieses in Wien der Instinkt lehren, hat er sich erst ein wenig eingebürgert. Darum aber meinen auch die Wiener Damen von allen Fremden, daß sie freizügig und unbeholfen seien, weil sie die Art und Weise der Handbegrüßungen nicht inne haben. Indeß so was erlernt man, wie gelangt, bei glücklichen Fähigkeiten sehr bald. —

Uebrigens ist es selbst bei Männern, die einander re-

spektivieren wollen, üblich, daß sie einander bejahend, ablehnend, dankend das schmeißt: „Ich küß' die Hand!“ alle Augenblicke und fast bei jeder Gelegenheit entgegen werfen. — Der Handkuss ist also in Wien lange nicht in dem Maße Sache der Demuth oder Verehrung, als er Sache der Höflichkeit, der Modeanfälligkeit ist.

Es herrscht im Kuss allgemein eine gewisse Kunst, denn nicht jeder übt die beachtliche Wirkung. Daher bittet Müdter mit netzlicher Schalkheit seine Geliebte, daß sie das Küssen besser lerne. Doch gehört dieses Studium wohl zu den leichtesten.

[Nachdruck verboten.]

### Der Fastenkünstler.

Ein Lebensbild von Friedr. Kottenbacher.

Vor der bekanten Restauration Gauze am Wiener Rindmering lag man wiederholt um die Mittagszeit einen sonderbaren Menschen. Er mußte dadurch, daß er jedes Mal genau zur selben Stunde sich dort einfand und genau immer dasselbe that, dem täglichen Besucher des Speisehauses auffallen: er stocherte sich nämlich mit einem gut zwanzig Centimeter langen Holzchen die Zähne und sah doch nicht aus wie Einer, der sich reichlicher Mahlzeiten zu erfreuen hat. Er trug einen schickigen Rock und einen Kniehosenrock, hoch und breit — so breit wie ein ausgepanntes Regendach.

Am dritten oder vierten Tage betrachtete ich mir den Mann genauer. Sein Gesicht war bleich bis in den Mund hinein, seine Augen dunkel, groß, unfaß; langes schwarzes Haar drängte sich unter der schoulselbigen Hutkrempe hervor und ringelte sich über Schulter und Rücken; ein Bart à la Richelieu verließ seinem Gesichte etwas Fremdartiges.

Ob er diesen Mann kennen? so fragte ich den Kellner des Speisehauses.

„Gewiß“, erwiderte dieser mit seinem Lächeln, „ein Herr, der sich dem allermodernsten Sport ergiebt — ein verschämter Hungerleider!“ jagte er, verbeugte sich vor einem neuen Gaste und wies mir an, daß der Schwabenschwanz um ein Verpendel nach rechts und links flog.

Am nächsten Tage fand ich meinen Unbekannten wieder — er lag zum Erbarmen bleich und abgemagert aus. Ich trat rasch auf ihn zu und lud ihn unvermittelt ein, mit mir zu speisen. Da senkte er den langen Zahnhocher wie eine Fahnenstange und rief vor Ueberwältigung den Mund auf. Er mochte sich wohl den ganzen Umfang meines verlobten Antrages vergegenwärtigen, denn seine Augen flammten freudig auf — doch nur für einige Sekunden; dann schüttelte er den Kopf, warf sich in die Brust und sagte stolz: „Danke, habe bereits dinirt! Auch weiß ich nicht, wie ich zu dieser Ehre komme!“

„Auf die einfache Weise von der Welt“, rief ich lachend aus und fuhr herzlich fort: „Wir sind ja Kollegen — oder sind sie kein Künstler?“

Wieder leuchteten seine Augen. „Ja wohl — ja wohl!“ Er suchte häßlich in allen Taschen und zog endlich eine abgegriffene Karte hervor, die so groß war wie eine Handfläche. Dabei jagte er geheimnisvoll: „Ich lasse mir demnächst Karten drucken, die meinen wahren Namen und meinen wahren Charakter enthalten. Sie werden staunen!“

„Sie haben gewiß schon von mir gehört!“

„Ich aber las: „Janos Molnar, atad. Maler“ und entkam nicht, je von ihm gehört zu haben.“

„Sie sind auch Maler?“ fragte er freundlich.

„D ja“, erwiderte ich, „mit dem kleinen Unterschied, daß mein Pinsel aus Stahl ist und meine Farben aus Galläpfeln bereitet werden.“

Der Maler dachte einen Augenblick lang nach, dann meinte er: „Wir sind nicht Kollegen!“ und wollte mit ohne Weiteres den Rücken wenden. Ich hielt ihn jedoch am Rockknöpfe fest, indem ich sagte: „Wenn ich heute z. B. das Bild eines Fastenkünstlers entwerfe, bin ich hernach nicht ein Maler?“ — Versuchen Sie es noch, ein Glas Wein mit mir zu trinken?“

„Einen Fastenkünstler wollen Sie zeichnen? O, mein Herr, wenn Ihnen das gelingt, so sind Sie ein großer Künstler!“ So rief er und schob nun ohne Umstände seinen Arm unter meinen Arm und bugsierte mich in die Kuchenturmstraße, wo wir ein Weinhaus von gutem Rufe beuchten. Dort soll der Gumpoldsdorfer von unverächlicher Art sein und der Wöslauer schon manche schärfere Tonart auf dem Gewissen haben. Mein Kamerad folgte mit Stummern, und das bis zur Nagelprobe geleerte Glas war ein gründlicher Beweis für die Güte des Gemäches. Nun warf er dem Brotförchen einen herausfordernden Blick zu, bis er sich hinreichend provozirt fühlte, um der nächstbesten Semmel das Genick zu brechen. Nun sah ich Stuch auf Stuch, Semmel auf Semmel folgen, bis das Köbchen leer war, und wenn ich die gebadenen Geschosse nicht selbst zwischen den struppigen Backhaaren seines schwarzen Bartes hätte verschwinden lassen, während die weißen Backhaare meine Mühsalste arbeiteten, ich würde heute keine Redensart über das Schicksal von 6 bis 8 Wiener Mundeblumen geben können. Zum Betriebe des Mühlwerkes reichten zwei Flaschen Wöslauer eben hin. Als der Tisch geäubert war, fragte der Maler, indem seine Augen in feuchtem Glanze schimmerten: „Woher wollen Sie also eine Inspiration für den Fastenkünstler nehmen?“

„Mein Freund“, erwiderte ich mit einem idealen Anzuge und meine Stimme kämpfte noch mit der Mühsal über die Todesverachtung und die Tapferkeit, von welchen heroischen Tugenden meines neuen Freundes ich schon Zeuge war, „mein Freund, ich bin vom Fasten, schon von meinem Standpunkt als Christ aus, hinreichend begeistert.

Kann es unter Umständen eine erhabener Tugend geben, als das Hungerleiden?“

Darauf der Maler: „Das Hungerleiden ist nicht nur eine Tugend — es ist Heroismus.“ Dabei warf er vor ungeführt einen Blick auf das Brotförchen des Nachbar-tisches.

„Nach meiner geläuterten Ansicht über das Fasten“, sagte ich, „ist Merlati der größte Mann dieses Jahrhunderts.“ Er übertrifft an stiller Größe einen —

Hier fies der Künstler einen Freudenschein aus — er hatte am dritten Tische ein „Salzengel“ von ungeheuren Dimensionen, einen wohlgerathenen Niesen von Aewgen, entbezt, in dessen Weisz er sich mit großer Vernachlässigung gesellschaftlicher Formen setzte. In dem er dem salzigen Niesen kühsüch den Kopf abbüß, jagte er mit leuchtenden Augen: „Jawohl! Was ist am Ende auch — Leonidas gegen einen Succi oder gar Merlati? Der Helbenkampft in den Thermophyllen überdauerete nicht einen Sonnenuntergang — Merlati's Helbenkampft dauert fünfzig Tage!“

Ich nahm nun wieder das Wort, um ihm Zeit zu lassen, des „Salzengels“ vollständig Herr zu werden: „Richtig. Aber der Fastenkünstler ist nicht nur ein Held, er ist auch Aesthetiker. Die heißungrige Gier der Menschen, mit den Fäznen das Fleisch zu zerreiben — die wühenden, graujamen Blicke derselben beim Benagen der Knochen gewähren einen kannibalischen Anblick, einen Anblick, dem der Fastenkünstler durchaus fremd, erhaben, als Aesthetiker gegenübersteht. Was seiner Moral, Nüchternheit, Spargian —

Da unterbrach mich der Künstler; er hatte seine Kammühle in Ruhe verkehrt und blickte das Brotförchen am nächsten Tische mit träumerisch halbgeschlossenen Augen an, wie etwa eine vollständig gefästigte Kase einen Bedersbüß ansetzen würde. Er unterbrach also meinen Redefluß, indem er mir mit seinem Zahnhocher, den er wie einen Dolch im Gewande trug, in den Arm stach. „Sie sind ein bedeutender Künstler“, so jagte er mit weicher Stimme. „Sie sind es werth, zu wissen, daß ich seit zehn Tagen nicht mehr dinirt habe — weil ich nichts zu essen hatte. Beim Apelles! die Fortschrittlichkeit der Photographie und der Photochemie lassen die Portraitaufnahme nicht mehr aufkommen. Mit dem letzten Scherz, den ich aus dem Verkauf meiner Palette zog, tauchte ich Brot, das ich in kleine Würfel schnitt und wie Zuckerglücken auf der Straße verzehrte. Vor vier Tagen verschluckte ich den letzten Würfel und seitdem stochere ich mir vor der Restauration Gauze die Zähne, als hätte ich ein opulentes Diner in meinen Eingeweiden und denke dabei, ich sei ein Fastenkünstler; die Welt braucht allerdings nicht zu wissen, daß ich die Fastenkunst praktiziere. Ich vertraue Ihnen an: Das Hungern ist eine Kunst und will erlernt sein. — Ich kannte eine Frau, die Gattin eines kleinen Beamten, die nicht Brot genug hatte, küß' seine Kammühle damit zu stopfen. Da wollte es der Zufall, daß sie von einem Fastenkünstler hörte, und sie beschloß, vorläufig acht Tage zu fasten, um mit dem Gniparten die jungen, nimmermatten Schreidöpfe zu füttern. Es gelang überaus. Schon am sechsten Tage hatte sie das Fasten völlig erlernt — allerdings stark sie am achten Tage und wie die Leute jagten — am Hungerstrophus — das war nur eine läbe Taune der Natur. — Was jedoch die Epigonen Merlati's leisten“, so fuhr der Maler hitzig fort, „streift nahe an Schwindel. Ja, ich behauptet — hier sah er sich herausfordernd um, seine Augen fielen auf den sprungbereit dastehenden, magernen Kellner, auf dem sie auch nichttraulich horten lichen — „ja, ich behaupte, sie sind sammt und sonders Betrüger. Mein Herr, Sie wissen, daß der Mensch stofflos und kohlenstoffhaltige Nahrungsmittel zum Leben notwendig hat. Der Stüsstoff dient zur Ernährung, der Kohlenstoff zur Verbrennung. Nun trägt ein solcher Charakter zwei Flüssigkeiten bei sich, in einem befindet sich Stüsstoff, im anderen Kohlenstoff. Täglich zieht er durch die Verdauungsorgane von diesen Erkräften oder Nahrungsmitteln ein wenig in sich und legt dabei vorreißlich, ja bei einiger Einbildungskraft ist er im Stande, sich andererseits kohlensäurehaltige Genuße zu verschaffen. — Ich aber will christlich neunzig Tage fasten und aqua destillata trinken. — O, Sie werden hören von mir!“ Er schien sehr erregt, denn seine Augen wurden noch größer und auf seinen Wangen zeigten sich rothe Fleck.

In diesem Augenblicke kam der Kellner auf meinen Tisch wie auf Kollchinken heran. Der Maler sprach, zeigte mit dem Finger auf den abnungslos kummenden und rief zornig: „Dieser Mensch da bildet sich ein, er sei der Merlati — der Merlati bin ich!“ Beim letzten Worte schlug er sich zur Beträufung mit der Faust wiederholt auf die Brust.

Was ich jetundenlang nur gahnt hatte, es wurde plötzlich zur Gewissheit: ich hatte es mit einem Wahnsinnigen zu thun.

In diesem kritischen Augenblicke näherte sich uns lächelnd ein Herr, den ich schon früher bemerkt hatte, und jagte: „Die ganze Welt kennt den Namen des Fastenkünstlers Merlati und Niemandem wird es einfallen, Ihnen diesen Namen zu nehmen.“

Der Maler schien beruhigt.

Nun küßte mich der Fremde zu: „Diesen Menschen hat der Hunger verückt gemacht, während Andere aus Verdrüßlichkeit hungern!“

Ich drückte dem philosophischen Polizisten, ein solcher war es ja doch, die Hand und empfahl mich, ihm mit voller Beweugung den verückten Maler überlassen.

Und der Maler? Der befindet sich im Fremdenhaus; er hält sich noch heute für Merlati und muß mit Gewalt, wie die jeterischen Fäzne, genährt werden.



**Männigfaltiges.**  
**Säcular- und Semiformalartage.**

26. März 1687. Geboren Simon Moriz Vetsmann, fürstlich nachsauerl. Antomm. Stammvater des angelegenen Kurfürsten Geheimräthes Vetsmann, gestorben 6. Juni 1726.

27. März 1687. Geboren Sophie Dorothee, Tochter des Königs Georg I. von England, später Gattin des nachmaligen Königs Friedrich Wilhelm I. von Preußen, gest. 28. Juni 1757, 17 Jahre nach ihrem Gatten.

27. März 1837. Gest. Mrs. Mary Anne Fitzgerald, in der englischen Geschichte bekannt als Gattin des nachmaligen Königs Georg IV. von England, die er aber aufgeben mußte, da die Ehe für ungültig erklärt wurde; sie war am 26. Juli 1756 zu Cambridge (Hampshire) geboren.

**„Keine Blumen, keineblätter.“**  
Die Religion ist die Wurzel des menschlichen Daseins. Wäre es dem Menschen möglich, alle Religion, auch die unbewusste und unwillkürliche zu verjagen, so würde er ganz Oberfläche werden und kein Inneres mehr haben.  
A. W. von Schlegel.

Als aus Eden verbannt untröstlich Eva sich härmte,  
Schienst der Herr ihr das Kind, daß sie der Tränen vergaß.  
Emanuel Geibel.

**Steiger-Witzel.**  
In der Horn ganz anders sich gestaltend,  
Wenn man etwas temperirt,  
Setzt man andre Zeitung dann entfallend.

Sieht man klar an dem, das haarehaltend  
Täglich einem Krad höchst kultivirt;  
Seine Bahne spürt  
Mancher scherzhaft, den der Jacquinum badet,  
Wenn es rauchend ihm den Wald durchdringt,  
Wo manch John ihm auch spawlen badet  
Aus dem Kinde, der oft schon geschweigt;  
So — und wie zum Schluß es dient nicht selten,  
Soll als Postitiv es gelten.

Durch die Steigerung verhandelt, zeigt  
Sich ein traulich stiller Ort,  
Wo sich Herz zum Herzen liebend neigt,  
Aber auch, wo münchlich nicht schweigt,  
Wo noch rei erdolcht manch süßes Wort.  
Anderd dann sofort  
Wird's in Dunsteln gar manch Bild vollenden  
Und in's Herz, des Freuds' wie Leid es theilt,  
Wird es schnell den Todesboten senden,  
So — und wie's von Herr und Diener weiß,  
In die nächste vordr's der Steigerstätten  
Mit Mutst, die Kämpfer schen.

Wenn man es nun weiter formatirt,  
Was entsteht wohl dann daraus?  
Streng gewissenhaft es kontrollirt  
Allen Menschen, den man einlößt  
Geben auf des hohen Rathes Hans,  
Und jahtren, jahraus  
Mit dem Stadtgemeindefeld schallend  
Sich auf Ablang des Tribuns es sieht,  
Doch in fürstlichen Palästen wandelnd  
Erlah in Vernehmend es schwer sich müht,  
So zum Superlativ anzukündigen  
Kann dem Postitiv id gliden.

**Logarithm.**  
Recht das mit „e“  
Sich in der Höhe,  
Erstreckt das mit „u“  
Es bin im W.

**Söhnen aus Nr. 11.**  
1. Harmonie: Tonreihe. — 2. Sibyllenfrage: Glienke. Daphne. Leucantopie. Lantag. Sina. Colub. Doraz. Ubergabe. Termini. Zelot. Ebe. Rian. Arab. Jle. Sommer. Ewig. Hioe. Umlauf. Norma. Denhig. Ruder. (Wort schme Künstler und Reich in Zeiten der Gefahr). — 3. Kestelstfang: „Erat“ nicht zu viel auf fremden Rath.  
Wie's bei dem eignen Dir auch bangt;  
Denn endlich mußt Du doch zur That,  
Die man als Deine ganz befragt.  
Recht trägt die eigne Luft das Herz,  
Die eigne Lust, den eignen Feind.  
Doch unverwundlich bleibt der Schmerz,  
Sahst Du mit fremden Augen sieh.  
(E. W. Arndt.)

**Gerechtheden.**  
Louis G., Meta Müller, Geschwister A. Ries richtig, Ernst Jäger, G. Dettel, Fortensia Gerig in W. Seimo D., Emil Weising 1 und 2 richtig, Johanne Schabel in W. M. S. 1 richtig, Anna Johanna in W. A. Schöng., S. Zimmer 2 richtig, E. S., H. Zimmer 3 richtig, Baum. Klingen 1 richtig, S bis auf ein kleines Versehen ebenfalls, Alta. Sie haben Recht, derartige Fehler dürfen nicht vorkommen, weil sie vor allem das Leben unmittelbar erschweren, wenn nicht unmöglich machen. Wäre nun ihre Selbstmitleidige allgemein gehalten, so würden wir dieselbe gern geübt haben.

**Das bedeutende**  
**Bettfedernlager**  
**Harry Unna in Altona bei Hamburg**  
verdenet zollfrei gegen Nachnahme (nicht unter 10 Pfd.) gute neue Bettfedern für 60  $\frac{1}{2}$  das Pfund, vorzüglich gute Sorte 1,25  $\frac{1}{2}$ , prima Halbbaunen nur 1,60  $\frac{1}{2}$ , prima Ganzbaunen nur 2,50  $\frac{1}{2}$ . Verpackung zum Kostenpreis. — Bei Entnahme von 50 Pfd. 5% Rabatt. — Umtausch gestattet. **Prima Zulettstoff** zu einem großen Bett, (Decke, Unterbett, Stoffen u. Pfühl) garantiert sechsbündig zusammen für nur 14 Mark.

Frühe Birnhühner,  
Frühe Gajelhühner,  
Feinsten Antrach. Caviar,  
Riesend fetten Meinelachs,  
Frühen Walbeischer,  
Feinste Weisina-Apfelfinen,  
Meisterburger Spid-Mal,  
Strauß, Gänseleber-Paketen,  
Neut Franfr. Würstchen empf.

**Wilh. Schubert,**  
gr. Stein- u. gr. Urieistr.-Ecke.

**Kraimer Bienen,**  
die bekannt sanfteste Race. Originalstöcke von 10, 12 u. 14 A das Stück, Schwärme im Mai à 10 A liefert unter Garantie lebender Anwaht **F. J. Dokuupil, Wigan, Oberfrain, Oesterreich.**

Verlag von **Rohschell's**  
**Schnupfenpulver**  
geg. Schnupfen, Schnupfenkopfschmerz in Schachteln à 50 Pfd. bei **M. Waltsgott.**

Nur die ächte  
**Theerschwefelseife**  
beeitigt alle Hautunreinigkeiten, Flechten, Finnen, Witzesser, Schorf und Pickelchen. Zu haben bei **M. Waltsgott, Kostenfreier Wohnungswechsel. Brückenstr. 6, 1.**

**Franzbranntwein** in bester Qualität und ohne Salz gegen Rheumatismus, sowie zur Stärkung des Haarwuchses.  
**M. Waltsgott.**

**Speckuchen** ff.  
jeden Sonntag frisch in der Bäckerei von **A. Scope, Landwehrstraße 16.**

**Brennholz**  
trockenes, kiefernnes, in starken Kloben, auch klein gemacht, in Fuhrn frei Haus offered billigst  
**Gr. Steinstr. 31.**  
**C. Schumann.**

**Holz-Verkäufe**  
in der **Königlichen Oberförsterei Scheuditz.**

Die nachbezeichneten Verkaufs-Termine werden an den betreffenden Schlägen vor-mittags 10 Uhr mit Bekanntmachung der Verkaufs-Bedingungen eröffnet:

**I. Unterforst Scheuditz.**  
Schlag VII an der Gundorfer Linie.  
a) **Ruhhölzer:**  
**Mittwoch den 30. März**  
circa 80 Eichen mit 200 fm,  
9 rm eichenes Schichtuhholz,  
75 Weißbuchen mit 40 fm,  
80 Eichen mit 20 fm,  
10 Ahorn mit 5 fm,  
300 Kiefern mit 200 fm,  
160 Erlen mit 40 fm,  
3 Linden mit 3 fm,  
10 Nippen u. Pappeln mit 6 fm,  
b) **Brennhölzer:**  
**Dienstag den 12. April**  
circa 240 rm harte und weiche Kloben,  
400 rm Abraum,  
400 rm Unterholz-Neißig.

**II. Unterforst Naplan.**  
Schlag XIV hinter Horbirg.  
a) **Ruhhölzer:**  
**Montag den 4. April**  
circa 50 Eichen mit 130 fm,  
37 rm eichenes Schichtuhholz,  
95 Weißbuchen mit 60 fm,  
Schlehdit, den 15. März 1887.

b) **Ruhhölzer:**  
circa 80 Eichen mit 12 fm,  
80 Kiefern mit 45 fm,  
100 Erlen mit 30 fm,  
1 Linde mit 2 fm,  
17 Pappeln mit 30 fm,  
b) **Brennhölzer:**  
**Donnerstag den 14. April**  
circa 400 rm Kloben,  
250 rm Stochholz,  
400 rm Abraum,  
600 rm Unterholz-Neißig.

**III. Unterforst Burgliebenau.**  
Schlag XII zwischen Döllnitz und Burg-liebenau.  
a) **Ruhhölzer:**  
**Montag den 18. April**  
circa 400 Eichen mit 300 fm,  
260 Kiefern mit 180 fm,  
250 Eichen mit 40 fm,  
70 Erlen mit 26 fm,  
2 rm Kiefern.  
b) **Brennhölzer:**  
**Donnerstag den 21. April**  
circa 240 rm eichene zc. Kloben,  
50 rm Stöcke,  
350 rm Abraum,  
150 rm Unterholz-Neißig.  
**Königliche Oberförsterei.**

**Der Böörbiger Bote**  
Amts- und Anzeigebblatt  
für die städtischen Behörden in Böörg, den Amtsgerichtsbezirk Böörg und dessen Umgebung.

Erstheint vom 1. April an wöchentlich 3 Mal.  
(Dienstags, Donnerstags und Sonntags.)

Wegen seiner immer größerer Verbreitung in den Städten und zahl-reichen Dörfern des so generel. Bitterfelder Kreises sind ganz besonders

===== Inzerate =====  
von bedeutender Wirksamkeit.

Preis der gepalpten Copypseite nur 10 Pfd.  
**pro Quartal incl. Bestellg. nur Mark 1,40.** **pro Quartal incl. Bestella. nur Mark 1,40.**

**Eisleber Zeitung.** 13. Jahrgang.  
(Ed. Winkler's Verlag) in Eisleben.  
Die täglich außer Montags in großem Format erscheinende Eisleber Zeitung — mit der Gratisbeilage „Sonntagsblatt“ (wöchentlich einmal) — ist die im Mans-selder See- und Gebirgsstrasse, in Quersfurter und Sangerhäuser Kreise am meisten gelesene Zeitung.

Anzeigen werden die 5 gepalpten Zeile mit 15 Pfd. berechnet.  
Größe einer Seite der „Eisleber Zeitung“ 35 1/2 x 51 Ctm.  
Die „Eisleber Zeitung“ kostet vierteljährlich bei allen Postanstalten 2 Mark 25 Pfenning.

**Frauen-Industrie-Schule und Töchter-Pensionat.**  
Halle a. S., Friedrichstraße 9.  
Der Unterricht umfasst die gewöhnliche Nadel- u. Kunstarbeit, das Zuschwei-den der Wäsche und Garberarbe, Maschinennähen, Buchführung, Schön-schreiben, Rechnen, Deutsch, Literatur, fremde Sprachen zc. Auf Wunsch wirtschaftliche Ausbildung. Nähere Auskunft und Probestücke durch die Vorsetzerin **Elise Wildhagen.**

**Sommerjalousien,**  
Ehstinger Fabrikat,  
mit Stahlband und Metallend,  
Deutsches Reichs-Patent  
Nr. 9624. Mit Gärten pro  
Fenster bis 2 m. Größe  
12 Mark fix und fertig am  
Haus unter Garantie liefert



**Wilh. Dietze,**  
Blücherstr. 2.  
Reparaturen schnell und billigst.

**Der im Zweifel darüber ist,**  
welcher der vielen, in den Zeitungen an-geworbenen Heilmittel er gegen sein Leiden nehmen soll, der fälsche eine bestimmte an-Preiser Verlag's-Anstalt in Böörg und verlange die Prospektur, „Krankheitsfreund“

Im diesen Prospektur ist nicht nur eine An-zahl der besten und bewährtesten Heilmittel ausführlich beschrieben, sondern es sind auch **erleuchtende Krankheitsbeispiele** beigebracht worden. Diese Beispiele beweisen, daß sehr oft ein einfaches Hausmittel ge-nügt, um selbst eine scheinbar unheilbare Krankheit noch glücklich geheilt zu sehen.

Wenn dem Kranken nur das richtige Mittel in Bekande steht, dann ist sogar bei ja soerem Leiden noch Heilung zu erwarten und darum sollte kein Kranter veräuern, sich den „Krankheitsfreund“ kommen zu lassen. Im Band dieses kleinen Buches sind auch er-niel leichter eine richtige Wahl treffen können. Durch Zahlung der Prospektur erwaendete dem Prospektur heimerlei Kosten.

**Pain-Expeller**  
mit „Water“ als sehr wirksames  
Ganstmittel empfohlen. P. 192.  
Vorsicht! In den meisten Apotheken!



**Gett. Herren u. Damenfachen, Winterüberzieher, Seiten werden gefast.**  
Adressen eruchen auch nach auswärts.  
Frau **Solmann, H. Ulrichstraße 1b.**

**Sammelstellen für Cigarrenstöpphen:**  
**Dr. Schlot,** Sanitätsrath, Königstr. 30.  
**Hildebrandt,** Mauersstr., Wucherstr. 7.  
**Dr. Günther,** Blumenstraße 4.  
**Ed. Kubert,** gr. Ulrichstraße 41.  
**Küttig,** Hotel garni zur Tulpe.  
**Rosenblatt,** Freier, Schmerstraße 35.  
**Ullrich,** Auktions-Kommisnar, Schulberg 12.  
**Moritz König,** Nathausgasse 9; alleinige Verkaufsstelle für Cigarrenstöpphen, Maschinen und Zubehör.

Sammelner werden gebeten, selbst den klein-sten Vorrath sofort abzuliefern.

**Die Volkszüge**  
befindet sich **Armswaarte No. 16.** Das Bienen von Marken für den folgenden Tag ist nicht mehr erforderlich, da eine ausreichende Portionenanzahl bereits vorrätig sein wird.

**Anweisungen** auf ganze Portionen à 25 Pfd., auf halbe à 13 Pfd., welche an beliebigen Tagen verwendet werden können, sind nur bei Herrn **Louis Sachs,** große Ulrichstraße 24, zu haben.

**Die Verwaltung der Volkszüge.**

Bei den in dieser Nummer mitgetheilten Nachrichten, besonders bei solchen, welche die Verhältnisse in einem andern Lande betreffen, sind die Namen nicht immer genau angegeben, und es ist nicht zu erwarten, daß dieselben in jeder Hinsicht mit der Wirklichkeit übereinstimmen.

